

Werk

Titel: Apostelgeschichte und apostolisches Zeitalter

Autor: Bauer, Walter

Ort: Tübingen

Jahr: 1917

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?490492916_1917_0020|log30

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Bauer, Neues Testament. Apostelgesch. und apostol. Zeitalter. 115
testen der spätern Bearbeitung zugewiesen waren, jetzt ebenso
bestimmt als echt ausgegeben werden (vgl. z. B. Hos 14 Mi 4 f.
Zeph 3 8—13)?

Man sieht, es ist in diesen Abweichungen (und die Bei-
spiele ließen sich leicht vermehren) System. Auch, meine ich,
soll jedem unbenommen sein, in wissenschaftlichen Dingen um-
zulernen. Aber woran soll sich nun der aufmerksame Leser
aus den Laienkreisen, auf die diese Darstellung zunächst be-
rechnet ist, halten, nachdem er die erste Auflage mit der Emp-
fehlung zur Hand genommen hatte, daß sie „ein zuverlässiges
Bild von dem Stande der wissenschaftlichen Erforschung des
A. T. am Anfang dieses Jahrhunderts“ gebe?

Göttingen.

Alfred Bertholet.

Neues Testament.

Apostelgeschichte und apostolisches Zeitalter.

Abhandlungen der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen,
philol.-histor. Klasse, neue Folge XV 2: WELHAUSEN, J., Kritische
Analyse der Apostelgeschichte. Berlin, Weidmann, 1914. 56 M. 4.—
— Forschungen zur Geschichte des neutestamentl. Kanons und der alt-
kirchl. Literatur hrg. von Th. Zahn, IX. Teil: ZAHN, TH., Die Ur-
ausgabe der Apostelgeschichte des Lucas. Leipzig, Deichert, 1916.
400. M. 15.— WEISS, J., Das Urchristentum. I. Teil: 1.—3. Buch,
Seite 1—416. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1914. M. 7.60.
— Bibl. Zeit- und Streitfragen (hrsg. von Kropatscheck): X. Serie,
9./10. Heft: STEINBECK, J., Urchristl. Gemeindeleben. Berlin-Lichter-
felde, Runge, 1916. 48. M. 0.90. — LEIPOLDT, J., Die ersten heiden-
christlichen Gemeinden. Antrittsvorlesung. Leipzig, Dörffling und
Franke, 1916. M. 0.80. — Bibl. Zeit- und Streitfragen. (hrsg.
von Kropatscheck) IX. Serie, 11. Heft: v. WALTER, J., Die Sklaverei
im Neuen Testament. Berlin-Lichterfelde, Runge, 1914. M. 0.50. —
Beiträge z. Förderung christl. Theologie, hrg. von Schlatter und
Lütgert, XVIII 2: SCHLATTER, A., Die korinthische Theologie. Gütters-
loh, Bertelsmann, 1914. 125. M. 2.40. — GROSCH, H., Der im Ga-
laterbrief Kap. 2 11—14 berichtete Vorgang in Antiochia. Eine Rech-
fertigung des Verhaltens des Apostels Petrus. Nebst einem Anhang

Leipzig, Deichert, 1916. 52. M. 1.—. — LIETZMANN, H., Petrus und Paulus in Rom. Liturg. und archäolog. Studien. Mit sechs Plänen. Bonn, Marcus u. Weber, 1915. XII. 189. M. 6.80.

Von Publikationen zur Apostelgeschichte ist als früheste Erscheinung der diesmaligen Berichtsepoche J. WELJHAUSENS kritische Analyse der Apostelgeschichte zu nennen. 1914 gedruckt lag sie bereits 1911 fertig vor. Verf. hatte die Absicht, den ersten Entwurf, der auf seinen „Noten zur Apostelgeschichte“ von 1907 und Ed. Schwartz' Abhandlung über die Chronologie des Paulus vom gleichen Jahre (s. Th. R. XI 1908 S. 185 ff.) fußte, noch zu überarbeiten, wurde jedoch durch sein Befinden daran gehindert. So ist der Text von 1911 mit nur geringen Streichungen und Zusätzen zur Veröffentlichung gekommen. Die Entstehungsgeschichte erklärt, weshalb ein Buch wie Ed. Nordens Agnostos Theos nicht berücksichtigt ist. Das Beiseitelassen der neueren Arbeiten A. v. Harnacks über die Apostelgeschichte begründet sie nicht. Das hat offenbar darin seine Veranlassung, daß W. der von v. H. empfohlenen Auffassung nicht beizutreten vermag. Der durch A. v. Harnack bekämpfte F. Chr. Baur wird mehrfach beifällig zitiert, und W. steht der kirchlichen Tradition über die Autorschaft der Akten, wie gelegentliche Andeutungen verraten, nicht freundlicher gegenüber als der Tübinger Meister.

Freilich, die Frage, wer die Apostelgeschichte geschrieben hätte, interessiert W. nicht sonderlich. Die hält er wohl für durch die kritische Arbeit des 19. Jahrhunderts erledigt. Dagegen verlangen zahlreiche andere Probleme nach ihrer Lösung. W. zeigt durch seine Analyse, wie viele Schwierigkeiten der Text der Apostelgeschichte birgt, auch da, wo man vielfach geneigt ist, alles ordnungsmäßig zu finden. Er geht mit dem alles durchdringenden Scharfsinn und der schonungslosen Methode, die wir an ihm kennen und bewundern, vor. Seine Schrift ist voll geistreicher Beobachtungen. Und auch, wer seinen Vorschlägen nicht immer beizupflichten in der Lage ist, wird ihm dafür danken, vor neue Fragen gestellt zu sein. Ueber die Meinungen der Mitforscher, die bei W. eine sehr geringe Rolle spielen, kann er sich ja anderweitig unterrichten.

W. verweist uns auf Mängel im Zusammenhang, auf Widersprüche in der Darstellung und rückt Verschobenes zurecht. Er prüft das Mitgeteilte auf seinen sachlichen Gehalt und macht die Entdeckung, daß die Ueberlieferung in den Reden bisweilen reiner erhalten ist, als in der eigentlichen Erzählung (S. 45). Besondere Sorgfalt verwendet er auf Feststellung der Chronologie, wobei er sich in weitgehendem Maße an Schwartz anschließt. Er findet, daß die Apg 11 27 ff. vorkommende Reise des Paulus sich mit der von Kap. 15 deckt und an jener Stelle ihren richtigen Platz habe. Der Inhalt von Kap. 13 und 14 folgt nämlich erst auf den Apostelkonvent. Ebenso hält W. die 4. und 5. Jerusalemreise des Paulus, die der Apg. bekannt sind, für identisch. Das Apostelkonzil fällt ins Jahr 44, die Ankunft des Paulus in Rom erfolgte zu Anfang 56. Der Aufstand in Ephesus war ursprünglich gegen die Juden gerichtet gewesen. Daraus ist dann in Apg. eine Christenverfolgung geworden. Ebenso hat der Verf. der Apg. am Schluß seiner Schrift vermutlich eine fertig vorgefundene Beschreibung einer stürmischen Ueberfahrt vom Osten nach Rom von anderswo übernommen und auf Paulus zugepaßt.

Während Wellhausen in großen Zügen ein Bild von seiner Anschauung der Dinge hinwirft, geht TH. ZAHN in der schweren Rüstung der Gelehrsamkeit und Akribie einher. An zwei Punkten freilich ist seine Arbeit der vorgenannten vergleichbar. Auch sie verzichtet so gut wie ganz auf das ausdrückliche Heranziehen der neueren Literatur; die Sorge um den Umfang des Buches hat das bewirkt. Sodann erweist sie ihren Verfasser als ebenso wagemutig, wie die andere den ihrigen. Z. zeigt ein Gefühl dafür, wenn er sein Werk dem Gedächtnis der „kühnen“ Vorarbeiter Fr. Blass und A. Klostermann widmet. Namentlich der Schatten von Blass umschwebt den Leser fortgesetzt. Ist doch unser Buch die Vorarbeit für eine Auslegung der Apostelgeschichte von jenem Standpunkt aus, den der Hallenser Philologe zur Berühmtheit gebracht hat. Z. teilt mit Blass die Ueberzeugung, daß Luk. seinen *δεύτερος λόγος* zweimal habe ausgehen lassen, und ist ebenso wie jener davon durch-

drungen, daß der von der Masse der Zeugen gebotene und von den modernen Textkritikern bevorzugte Wortlaut (der morgenländische oder α -Text; Z. nennt ihn B) nicht die ursprüngliche Ausfertigung darstellt. Diese sei vielmehr durch den sog. westlichen oder abendländischen oder β -Text (nach Zahn: A) repräsentiert. Während die zweite Ausgabe etwa um das d. J. 80 erschien, habe Luk. die erste nach 67 geschrieben (S. 386). Deren Gestalt, so weit möglich, wiederzugewinnen, ist das Ziel unseres Buches.

Ein hervorragendes Hilfsmittel zur Förderung seiner Zwecke sieht Z. in der ältesten lateinischen Uebersetzung der Apostelgeschichte. Er widmet daher die erste Hälfte seines Werkes dem Versuch, die lateinische Apostelgeschichte in ihrer Urform wieder herzustellen. Nach einer Uebersicht über die regelmäßig benützten Quellen druckt er den Text, der sich ihm ergeben hat. Stücke, in denen die altlateinische Gestalt nicht mehr mit Sicherheit zu ermitteln ist oder die nichts Besonderes bieten, werden dabei übergangen. Eine Erläuterung bedeutsamer Stellen und ein Glossar schließen sich an. Sodann werden die Ergebnisse zusammengefaßt. Da Z. das wichtigste Fundament seiner Ausgabe der Urgestalt der Apostelgeschichte in der Uebereinstimmung der ältesten Uebersetzungen erblickt, referiert er weiterhin über die Apostelgeschichte bei den Syrern und die oberägyptische Uebersetzung. Endlich macht er uns mit den griechischen Zeugen für die Uerausgabe der Akten bekannt. Nach diesen Vorbereitungen empfangen wir den Text, wie er, soweit sich das noch ausmachen läßt, erstmalig aus der Hand des Lukas hervorgegangen ist. Ebenso wie der vorausgeschickte lateinische Druck, ist auch der griechische mit einem reichen textkritischen Apparat versehen und von Erläuterungen wichtiger Stellen gefolgt. Den Schluß des ganzen Werkes, von einer Seite Berichtigungen und Zusätzen abgesehen, bildet ein „Beurteilung“ überschriebener Abschnitt, der eine zusammenfassende Vergleichung beider Textformen der griechischen Apostelgeschichte zwecks Erlangung eines begründeten Urteils über ihren Wert versucht.

Das Buch ist ein neuer Beleg für Z.s so oft bewährte Sachkunde und Sorgfalt, sowie für seinen wahrhaft diamantenen Fleiß. Auch wer seine Grundthese für verfehlt halten müßte, wird ihm für das Zusammenbringen und die Verarbeitung eines ungemein reichen Materials dankbar verpflichtet bleiben. Z. wahrt sich seine Freiheit auch gegenüber früher von ihm vertretenen Ansichten. Die sog. Tractatus Origenis werden heute nicht mehr dem Novatian zugeschrieben, sondern entsprechend dem erzielten Fortschritt der Wissenschaft dem Gregor von Illiberis. So betätigt Z. praktisch die S. 227¹² ausgesprochene Ablehnung des Aberglaubens an die eigene Unfehlbarkeit. Er gibt sich bezüglich des allenfalls Erreichbaren und wirklich Erreichten keinen Illusionen hin und weiß, daß der von ihm gedruckte Text ein Gebilde bedeutet, das „aus zahlreichen und doch nur ganz unvollständig sich ergänzenden Bruchstücken verschiedenster Herkunft mühsam zusammengestellt, geflickt und geleimt ist“ (S. 378). Wohltuend berührt die Zurückhaltung gegenüber gewissen Uebertreibungen, in denen Blass sich gefiel. Z. weigert sich entschieden, die bei der Apostelgeschichte für richtig erkannte Beurteilungsweise auch gegenüber dem Lukasevangelium in Anwendung zu bringen. Und in der beliebten Ueberschätzung des Kodex D kann er nur eine Gefährdung der Theorie von den beiden auf Lukas zurückgehenden Gestalten der Apostelgeschichte sehen. Dadurch gewinnt seine Begründung der gemeinsamen Auffassung ohne Zweifel an Kraft gegenüber der von Blass.

Freilich, sein Buch ist eine Vorarbeit und will als solche beurteilt sein. Den abschließenden und überzeugenden Nachweis für die Richtigkeit seiner Ideen erwartet Z. selbst erst von der Einzelauslegung. Der in Aussicht gestellte Kommentar wird auch Wortschatz und Schreibart von A und B vergleichen und so eine unentbehrliche Grundlage für eine wissenschaftliche Bewertung des Verhältnisses beider schaffen. Die Kritik wird daher gut tun, bis dahin Zurückhaltung zu zeigen. Daß wir den durchschlagenden Beweis für die Abfassung der Apostelgeschichte durch Lukas, den Paulusfreund, erhalten werden, fällt

mir schwer zu glauben. Aber vielleicht werden wir es für wahrscheinlich halten müssen, daß beide Gestalten der Apostelgeschichte von ein und demselben Autor stammen. Ich will damit nicht sagen, daß das gegenwärtig der Beurteilung unterliegende Werk meine Anschauung in dieser Richtung beeinflußt. Im Gegenteil scheint mir heute noch die plausiblere Meinung die zu sein, daß für die beiden Formen des Textes der Apostelgeschichte verschiedene Hände die Verantwortung tragen und daß B an den Anfang gehört und A ihm erst gefolgt ist. Ich kann Z. weder bei seiner Textherstellung stets beipflichten, noch die daran sich knüpfenden Schlüsse immer übernehmen. Er bekundet größere Neigung, als ich sie verspüre, ganz vereinzelt Zeugen zu folgen. So liest er z. B. 13¹ [Λούκιος Κυρηναίος,] ὃς μένει ἕως ἄρτι, was sich nur in einer anonymen lateinischen Schrift de prophetiis, die Z. an den Anfang des 4. Jahrhunderts setzt, findet, oder er geht 19¹ mit D d und den Randnoten des Thomas von Heraclea, oder er druckt, im Grunde gestützt auf eine einzige Augustinstelle — die sonst noch aufgebötenen Zeugen müssen erst durch freundlichen Zuspruch gefügig gemacht werden — 29 οἱ κατοικοῦντες τὴν Μεσοποταμίαν Ἰουδαῖοι.

Ich verkenne das relative Recht der Forderung Z.s nicht, man solle Billigkeit walten lassen und stets daran denken, in welcher außerordentlich ungünstiger Lage sich A gegenüber B befindet. Eine Textgestalt, die man nicht aufkommen läßt oder gewaltsam niederdrückt und verdrängt, kann sich nicht in eine Wolke von Zeugen hüllen. Deshalb braucht sie nicht minderwertiger zu sein als eine andere, die mit großem Gefolge einherstolzert, weil ihr die Mächte der Zeit günstiger waren. Aber um das verlangte Wohlwollen ohne Heuchelei walten zu lassen, muß man sich eben erst von dem Rechte der Auffassung Z.s überzeugen und A wirklich B vorziehen können. Dazu bin ich heute noch nicht imstande. Zurzeit fehlt mir an zahlreichen Stellen jedes Verständnis dafür, wie die von Z. vorausgesetzten Urlesarten in A nachträglich wieder zu verschwinden vermochten, oder was den Lukas veranlaßt haben könnte, an ihren Platz

den Wortlaut von B zu setzen. Dagegen gestattet mir in diesen Fällen die Umkehr des zeitlichen Verhältnisses von A und B verbunden mit der Annahme verschiedener Hände eine Erklärung des Tatbestandes. Das gilt z. B. von dem, bei Z. als Element des ersten Entwurfes erscheinenden, οὔτε ὑμεῖς οὔτε βασιλεῖς οὔτε τύραννοι 5 39 oder von dem durch Z. ebenso beurteilten Glaubensbekenntnis des Eunuchen 8 37. Weshalb sich 13 28. 29 für die Urschrift eine eingehendere Behandlung der Einzelheiten der Passionsgeschichte empfohlen haben sollte, als für die zweite Ausfertigung, bleibt dunkel. Dagegen kann man den Mehrbesitz von A gegenüber B als späteren Zuwachs leicht begreifen. Das οὐδεὶς δύναται γινῶναι 1 7 scheint mir nicht ursprünglich zu sein, sondern aus Mc 13 32 = Mt 24 36 zu stammen. Hätte der Verfasser der Apostelgeschichte für eine derartige Aeußerung Sinn und Verständnis gehabt, so würden wir ihr wohl schon in seinem πρώτος λόγος an entsprechender Stelle (hinter Luk. 21 33) begegnet sein. Das κατὰ τὸ εἰωθός 14 1 halte ich für einen Eindringling aus 17 2. 14 2—4 kann ich Z.s Urtext nur als Produkt nachträglicher Bearbeitung begreifen (vgl. z. B. H. H. Wendt, Apostelgeschichte 9 1913 S. 218 f.). Zu 16 35—40 rühmt Z. (S. 389) die „glatt dahinfließende, völlig durchsichtige Darstellung“ von A. Was Luk. dazu veranlaßt haben sollte, sie nachträglich durch den weit weniger einwandfreien, ziemlich dunklen Wortlaut von B zu ersetzen, macht er nicht deutlich. 19 1 setzt Z. den lediglich von d bezeugten Text als altlateinischen ein und fordert auch für die griechische Urgestalt (A) Aufnahme der entsprechenden Singularität von cod. D. Aber die dort erwähnte Absicht des Paulus, nach Jerusalem zu reisen, hängt ohne Zweifel mit der eigentümlichen Lesart von A zu 18 21 zusammen, die den gleichen Wunsch zum Ausdruck bringt. In dem Ueberschuß von A an der letztgenannten Stelle aber vermag ich nur einen nachträglichen Versuch zu erblicken, die befremdliche Eile des Apostels, der sich durch keine Bitte in Ephesus festhalten läßt, zu motivieren. Daß die Erklärung für die Beschleunigung der Reise des Paulus ursprünglich sein sollte und später getilgt worden wäre, leuchtet mir nicht ein. Dann

aber ist A in 19 1 erst recht nicht ursprünglich. Sein Wortlaut an dieser Stelle stammt vermutlich von jemand, der, nachdem Paulus seinen dringenden Wunsch nach Jerusalem zu gehen, ausgesprochen, eine Aufklärung darüber vermifste, weshalb der Plan nicht zur Ausführung gebracht worden sei.

So ließe sich noch vieles vorbringen. Aber vielleicht schlägt der Kommentar die Bedenken nieder, so daß sie gar nicht ausgesprochen zu werden brauchen. Ganz leicht wird ihm das freilich nicht werden. Daß die Voraussetzung einer doppelten Bearbeitung durch den Verf. die Probleme der Textüberlieferung der Apostelgeschichte nicht restlos zu bewältigen vermag, sieht auch Z. ein. Kommt er doch nicht ohne die Annahme späterer Eingriffe von fremder Hand aus. Derselbe Mann, der in A das „du bist mein Sohn“ 13 33 dem ersten Psalm zuweist, wird es schwerlich ein paar Jahre später mit B als Bestandteil des zweiten Psalms zitiert haben. Auch für die Differenz Ἐλύμας und Ἐτομας 13 8 läßt sich nicht ein Autor verantwortlich machen. Und dafür, daß die „abendländische“ Gestalt des Aposteldekretes 15 29 unmöglich auf den Verf. der Akten zurückgehen kann, erbringt Z. den bündigen Nachweis. Was er in Erläuterung 31 (S. 358—365) hierüber ausführt, wird hoffentlich dazu beitragen, die Befürworter der Ursprünglichkeit jener Form zum Schweigen zu bringen.

Unter den zusammenfassenden Arbeiten aus dem Gebiete des Urchristentums gebührt der erste Platz dem für weitere Kreise bestimmten Werk, mit dem J. WEISS von seinen Lesern Abschied genommen hat. Der 416 Seiten umfassende Band gibt sich als erste Hälfte einer Darstellung des Urchristentums, enthaltend die beiden ersten Bücher (Die Urgemeinde. Die Heidenmission und Paulus der Missionar) und den Hauptteil des dritten (Paulus der Christ und Theologe). Die zweite Hälfte sollte das dritte Buch zu Ende führen und das vierte (Die Missionsgemeinden und die Anfänge der Kirche) und fünfte (Glaube, Lehre und Literatur des nachapostolischen Zeitalters) hinzufügen. Das Ganze war als altera pars eines Gesamtwerkes gedacht, dessen erstem Teil eine Schilderung des religionsgeschichtlichen

Hintergrundes und Mutterbodens des Urchristentums, sowie eine Darstellung der Geschichte und Verkündigung Jesu vorbehalten sein sollte.

Das unvollendete Werk, das nur ein Stück des Entwurfes zur Ausführung hat bringen können, ist so recht ein Sinnbild des Gelehrtenlebens unseres Verfassers, das sein Ende fand, lange bevor es sich ausgegeben hatte. Wie viel weitere Bücher hat sein Fleiß nicht noch geplant. Mehrfach werden wir z. B. auf einen in Bälde erscheinenden Kommentar zu II. Kor. verwiesen (S. 137 2. 245), auch auf eine Schrift, die die literarkritischen Probleme der Korintherbriefe ausführlich erörtern sollte (S. 245 2). Und von dem Werke, das uns hier speziell angeht, sind manche der nicht veröffentlichten Kapitel gewiß schon mehr als nur ins Auge gefaßt gewesen (z. B. „Die Chronologie des Urchristentums“ S. 146. 229). Wir bedauern den Verlust, der uns durch die Ungunst des Schicksals bereitet worden ist, umso lebhafter, als das, was wir empfangen haben, unseren aufrichtigen Dank verdient und unsere ungeheuchelte Bewunderung wachruft. Die Vorzüge der schriftstellerischen Eigenart unseres Verf., die wir seit langem schätzen, drücken auch diesem Buche ihren Stempel auf.

J. Weiss verfügt über eine gründliche Kenntnis der für die Behandlung seines Gegenstandes wichtigen antiken Quellen innerhalb und außerhalb der Bibel. Aber er beherrscht daneben auch die moderne Literatur, die aus der Feder der Theologen, Philologen, Historiker und sonstigen Interessenten hervorgegangen ist. Daß er sie relativ selten ausdrücklich anführt, öfters nur seine eigenen Arbeiten erwähnt, scheint mir kein Grund zur Beanstandung bei einem Publikum, dem man nur beschränkte Literaturangaben zumuten darf, dem gegenüber man andererseits verpflichtet ist, die Beweisführung möglichst einfach zu gestalten. W. hat um so mehr Recht, als er selbst vor die Leser zu treten, als er sich von den Vorgängern und Mitforschern niemals das eigene Urteil rauben läßt. Daß er ein origineller Kopf ist, der sich über alles seine eigenen Gedanken macht und sich vor keiner wissenschaftlichen Autorität, und stehe sie noch

so hoch, ohne weiteres beugt, ist wohl allgemein bekannt. So wahrt er sich selbstverständlich, obwohl sein Buch als Ergänzung des von ihm herausgegebenen populären Bibelwerkes gedacht ist, das Recht der eigenen Stellung gegenüber der dort von anderen Verfassern gegebenen Auslegung. Aber seine Freiheit geht noch weiter; sie macht sich auch ihm selber gegenüber geltend. S. 245¹ gibt er eine Ansicht preis, die er nur wenig zuvor im Kommentar zu I. Kor. (1910) ausgesprochen hatte.

Um so eher hat er Anspruch auf Gehör, wo er seine Positionen festhält. Wer W.s frühere Veröffentlichungen kennt, wird begreiflicherweise vielen Ideen begegnen, die ihm schon von dorthin geläufig sind, besonderen Lieblingsgedanken, für die sich unser Verf. jederzeit mit Wärme eingesetzt hat. So betont er erneut, welche Bedeutung die Stilkritik für das Verständnis der paulinischen Briefe besitzt (S. 113 f. 134. 304 ff.) und hält daran fest, daß die Bekehrung des Paulus ohne die Annahme einer persönlichen Bekanntschaft des Apostels mit Jesus unerklärbar bleibe (S. 137. 139 f. 346 ff.). Er gibt auch jetzt wieder seinem Schmerz über den Mangel an Teilnahme Ausdruck, mit dem literarische Zerlegungshypothesen und die Quellenscheidekunst gegenwärtig zu kämpfen haben. Das hindert ihn nicht, die Urgeschichte des Christentums auf Grund seiner Unberzeugung von den Quellen der Apostelgeschichte und von der uneinheitlichen Struktur gewisser Paulusbriefe zu entwerfen. Ja, sogar derart wenig gebilligte Theorien wie die der Umkehr der Reihenfolge der beiden Thessalonicherbriefe trägt er auch hier vor (S. 218). Und mit Recht; denn für das große Publikum der Gebildeten schreiben, heißt ja nicht, nur Ansichten vertreten, die durch eine starke Schar von Forschern sicher umhegt erscheinen.

Der aus dem Umstand, daß er auch zu Laien redet, erwachsenden Pflicht ist sich W. stets bewußt geblieben. Haltlosen oder übertriebenen Vorstellungen gibt er sich nirgends gefangen, und die Tatsache, daß ihn viele seiner Leser nicht kontrollieren können, bringt ihm keine Gefahr. Für seine Auf-

geschlossenheit gegenüber der Bedeutung und den Leistungen der vergleichenden Religionswissenschaft legt sein ganzes Buch Zeugnis ab, ein besonders lautes gewisse Partien darin (z. B. S. 173 die Heidenpredigt in ihrem Verhältnis zur Diatribe, S. 355 ff. die Christumystik des Paulus, S. 368 ff. die Christusspekulation des Paulus), die mit reichem Anschauungsmaterial ausgestattet sind. Aber überall weiß er Exzesse zu meiden, wie sie auf diesem Gebiet nicht selten verübt werden. Er hält die richtige Mitte ein zwischen einem noch vielfach herrschenden ungesunden und schwächlichen Mißtrauen gegenüber der speziellen Religionsgeschichte und den Ausschreitungen bakchantisch tobender Mythologen.

Diese und noch andere Vorzüge seiner Arbeitsweise lassen W. das schwierige Unternehmung gelingen, ein Buch zu verfassen, das dem Mitforscher des Interessanten und Belehrenden genug bietet und doch auch dem nicht wissenschaftlich geschulten Gebildeten zugänglich bleibt. Letzterer wird es dem Verf. danken, daß er den Text von allen nicht übersetzten Worten aus fremden Sprachen freigehalten hat. Er wird auch dafür erkenntlich sein, daß die Schwierigkeiten nicht ignoriert werden, die für viele Christen der Gegenwart entstehen teils aus den Ergebnissen der heutigen Wissenschaft, teils aus der Tatsache, daß die christliche Verkündigung von heute vielfach an Anschauungen und Ausdrucksformen festhält, die auf einem ganz anderen Boden und in weit entlegener Zeit gewachsen sind, so daß die Voraussetzungen, unter denen man sie sich innerlich anzueignen vermag, kaum mehr bestehen. Andererseits wird auch der auf dem Gebiete des Urchristentums selbständig arbeitende Gelehrte dem Verf. seinen Beifall nicht vorenthalten. Denn die Pflicht, allgemein verständlich zu schreiben, wird niemals auf Kosten der Sache geübt. Welch überaus kompliziertes Gebilde die religiöse Gedankenwelt des Paulus ist, tritt deutlich in die Erscheinung. Und nirgends werden Schwierigkeiten verschleiert oder wird die Lückenhaftigkeit unserer Erkenntnis verhüllt. Dagegen schulden wir W. für manchen sehr erwägenswerten Vorschlag Dank. Es ist nichts weiter als selbst-

verständlich, bei der originellen und selbständigen Art unseres Verf.s doppelt natürlich, daß sich der Mitforscher auch nicht selten zum Widerspruch gereizt fühlt. Doch ist es nicht der Zweck dieser Anzeige, in eine Auseinandersetzung einzutreten, Bedenken anzumelden, abweichende Ansichten zu verfechten und Urteil gegen Urteil zu stellen. Auch da, wo man anderer Meinung ist als W., wird man sich veranlaßt sehen, seinen Gründen gegenüber die eigene Position auf ihre Haltbarkeit zu prüfen und, wenn möglich, noch besser zu befestigen. Und man wird von dem Buche nicht Abschied nehmen, ohne neben dankbarer Stimmung für reichen Gewinn herbes Bedauern darüber verspürt zu haben, daß der Verf. allzu früh aus der Werkstatt abberufen worden ist. —

J. STEINBECK schildert das urchristliche Gemeindeleben, Judenchristentum und Heidenchristentum, ihre religiöse und sittliche Haltung und die dem Gemeindeleben dienenden Einrichtungen. Er wendet sich nachdrücklich gegen die Methode, die in den Zuständen der Urchristenheit Vorbilder für alle Zeit sehen will. Aber ebenso entschieden bekämpft er die „religionsgeschichtliche“ Schule, die geneigt sei, die Erhabenheit des Urchristentums über die andern Religionen zu übersehen. Für sich nimmt er die Unvoreingenommenheit in Anspruch, die Vorzüge und Mängel dort bemerkt, wo sie sich wirklich befinden.

Aufs Ganze gesehen ist er freilich der Meinung, daß sich die „christlichen Anschauungen und Verhältnisse zu den jüdischen und heidnischen wie Licht zum Schatten und zur Finsternis“ verhielten (S. 47). Diese Ansicht gewinnt er aus einem Vergleich zunächst des Judentums mit dem Judenchristentum. Letzteres schildert er nach der Apostelgeschichte, dem Jakobus- und dem Hebräerbrief. Mag er die beiden Schreiben von seinem Standpunkt aus mit Recht verwenden; aber weshalb bleiben so viel einwandfreiere Quellen wie die antijudaistischen Partien der paulinischen Briefe und besonders die synoptischen Evangelien, die doch letzten Endes dem palästinensischen Judenchristentum ihre Entstehung verdanken und daher dessen Gemeindeleben widerspiegeln, unberücksichtigt? Dem Judenchristentum tritt

S. 11 f. ein Bild des Judentums gegenüber. Ich finde es etwas summarisch. Es fehlt ein Hinweis auf die sehr zahlreichen Merkmale einer geläuterten Frömmigkeit, in denen sich das Judentum, besonders der Diaspora, über seinen eigenen Durchschnitt erhob. Vor allem jedoch ist bedenklich, daß St., um die Ueberlegenheit des Christentums zu erweisen, seiner Darstellung des Judentums Züge einmischt, die vom heidenchristlichen Boden entlehnt sind. Oder sollte es wirklich das Judentum sein, von dem wir S. 12 hören: „Dagegen das christliche Kultusleben ganz frei, ganz von innen heraus gestaltet, ohne bindende Normen und Ueberlieferungen! Kein Tempel, keine Priester, keine neuen Festtage, kein bestimmter Gang des Gottesdienstes, keine vorgeschriebenen Gebete, keine einengenden Formen der Betätigung der Frömmigkeit usw.“? Daß sich das Judentum aufs strengste an das väterliche Gesetz und seine Forderungen, wie an die überlieferten Sitten gebunden gefühlt hat, bedarf doch wohl keines Beweises mehr (vgl. z. B. Apg. 2⁴⁶. 3¹. 10. 21²⁰ und die Auseinandersetzung des Paulus mit den Judaisten, auch die Requelle, etwa Mt 5¹⁸ = Luk. 16¹⁷). Dies jedoch wird in unserer Schilderung ganz ignoriert. Eine völlig gerechte Gegenüberstellung hätte auch wohl deutlich machen müssen, in welchem hohem Grade das Judentum, und dann das Urchristentum überhaupt, dem Judentum gleicht, weil es von ihm abhängig ist (religiöse Vorstellungen wie Monotheismus, Eschatologie; die sittliche Unterweisung, in der das Urchristentum dem Judentum gegenüber gar nicht so sehr originell ist; Kultus; Verfassung).

Wie das Judentum am Judentum, so wird das Heidenchristentum am Heidentum gemessen. Hier hat St. ohne Zweifel ein Recht, sich gegen gewisse Uebertreibungen zu wenden. Daß die nt. Briefe, soweit sie der ethischen Belehrung gewidmet sind, meist Mängel bekämpfen, ist nicht ohne weiteres ein Beweis dafür, daß diese dem ganzen Gemeindeleben den Stempel aufgedrückt haben. Ueber das, was löblich und korrekt gewesen ist, in größerer Breite zu reden, war eben keine

Veranlassung. Die Sachlage erforderte nicht ein vollständiges Bild vom moralischen Zustand der betreffenden Christen, sondern den Hinweis auf das, was nach der Verbesserung bedürftig war. Man darf demnach aus dem Schweigen schließen und annehmen, daß Fehler, die nicht getadelt werden, sich mindestens nicht sehr bemerklich gemacht haben, weil die entsprechenden Tugenden vorherrschten. In dieser Richtung bedürfen manche der bisherigen Darstellungen der Ermäßigung und Ergänzung. Aber St. scheint mir doch geneigt, die Lage der Christen zu rosig, die des Heidentums zu schwarz zu sehen.

Das religiös-sittliche Leben des Urchristentums, wie das N. T. es bezeugt, wird von ihm als ein einheitlicher Komplex behandelt und ebenso wird mit dem Heidentum verfahren. Das war bei der Raumbeschränkung, mit der Verf. zu rechnen hatte, wohl nicht zu vermeiden. Bedenklich aber ist, daß er für das Heidentum den unteren Durchschnittszustand beschreibt, während er sich bei den Christen an die wenigen Großen und Größten hält. Das ist ein Verfahren, zu dem zwar die nun einmal gegebene Auswahl und die Art der nichtchristlichen Quellen verlocken können, das aber trotzdem keine vergleichbaren Bilder ergibt. Oder sollte es wirklich zutreffen, daß, während sich „der Heide“ an das Leben klammert (S. 25 f.; man denke an die Stoa!), „der Christ“ sagt: „ich habe Lust abzuschneiden und bei Christus zu sein“? St. kommen wohl auch Bedenken (S. 29); doch bringt er sie leicht, zu leicht zum Schweigen. Wer den Gemeindeglauben und das Gemeindeleben der Urchristenheit schildert, muß die Quellen sehr behutsam behandeln, um ihnen brauchbare Aussagen zu entlocken. Er wird dann vielleicht I. Kor. 8. 10 bemerken, daß selbst ein solcher Fundamentalsatz wie der Monotheismus doch noch nicht durchweg ungetrübt von den Heidenchristen Besitz ergriffen hatte, und andere ähnliche Entdeckungen machen. Und I. Kor. 15²⁹ wird ihn, wenn auch möglicherweise nicht über Paulus (S. 10 1), so doch über die Anschauungen gewisser G e m e i n d e k r e i s e aufklären.

Doch die Quellenbenutzung muß nicht nur vorsichtig, sie muß auch trotz aller gebotener Kürze einigermaßen erschöpfend sein. Es geht nicht an, bei der Beschreibung der christlichen Hoffnung ganz von den Orgien abzusehen, die die Phantasie der urchristlichen Apokalyptik gefeiert hat. Und die allgemein gehaltene Bemängelung des Ernstes der außerchristlichen Taufriten (S. 10) schränkt das N. T. selbst ein. Johannes der Täufer muß doch wohl von erschütternder Wirkung gewesen sein, wenn er Jesus in seinen Bann zu ziehen vermochte. Unser Verf. ist, wie ich zu sehen glaube, etwas mehr apologetisch interessiert, als es der Lösung historischer Aufgaben zuträglich ist. Wirkliche Unbefangenheit würde schon das Schema der Vergleichung zu vermeiden wissen. Doch gebietet die Gerechtigkeit, festzustellen, daß St. das, was mir als Mangel erscheint, nicht übertreibt. Er hat doch auch ein Auge für den Abstand, der das Urchristentum vom Ideal trennt. Und was seine Schwäche ist, ist gleichzeitig seine Stärke. Während das Streben nach absoluter Gerechtigkeit leicht Kälte erzeugt und die Schläge des Herzens fast bis zur Unhörbarkeit dämpft, verleiht die Art, wie St. Partei ergreift, seiner Rede Schwung und Wärme. Da sie sich mit Geschmack verbinden, stehe ich nicht an, den Beifall, den die Schrift fraglos in den Kreisen, an die sie sich wendet, finden wird, einen wohlverdienten zu nennen. —

Von dem, bei Steinbeck nicht recht zur Geltung kommenden, fundamentalen Unterschied zwischen den Juden- und Heidenchristen nimmt J. LEIPOLDT in seiner Leipziger Antrittsvorlesung den Ausgang. Er schildert die ersten heidenchristlichen Gemeinden und spricht nach der Einleitung von den Autoritäten, der Frömmigkeit, der Sittlichkeit, den fremden Einflüssen, dem Gemeinsinn und den Irrlehren. Natürlich kann man einem so umfassenden Gegenstand innerhalb einer Stunde nur eine sehr skizzenhafte Behandlung zuteil werden lassen. Der eine wird dies, der andere jenes übergangen oder zu kurz abgetan finden. Aber daß die Stoffauswahl im großen und ganzen eine angemessene ist, wird wohl niemand dem Verf. bestreiten. Weniger leicht wird man geneigt sein, seinen Ausführungen

überall zu folgen und seine Urteile sich anzueignen. So vermag ich beispielsweise dem nicht zuzustimmen, was L. über die Bekehrungspredigt der ältesten Christen sagt (S. 13). Sie hätte sinnliche Mittel verschmäht. Wenn es bei Begründung dieser These heißt: „Von Paulus wissen wir, daß er das Kreuz Christi, und nicht die Hölle, in den Mittelpunkt seiner Heidenpredigt stellt“, so ist das doch nur richtig, wenn man allen Nachdruck auf den Begriff Hölle fallen läßt. Daß der Apostel zu den Heiden, die er gewinnen wollte, auch vom drohenden Gericht und vom Zorne Gottes geredet hat, und das keineswegs nur beiläufig, steht doch fest (vgl. z. B. I. Thess. 1 10). Andererseits haben die Christen, die von ihrem Herrn erzählten, er hätte von dem Wurm, der nicht stirbt und dem Feuer, das nicht erlischt, gesprochen, von der äußersten Finsternis und dem Heulen und Zähneklappern, gewiß auch mit „sinnlichen Mitteln“ auf die Ungläubigen zu wirken getrachtet. Und wenn die orphischen Höllenschilderungen erst für die Zeit der Petrusapokalypse als Element der christlichen Predigt nachweisbar sind, so ist doch dem Geschmack, der für gewisse Kapitel der Johannesoffenbarung die Verantwortung trägt, ähnliches ohne weiteres schon zuzutrauen.

Originell ist an unserer Vorlesung die Verwertung der Erfahrungen moderner Heidenmissionen. Hier war mir die unvermeidliche Kürze besonders schmerzlich. Ich hätte gern mehr erfahren, vor allem auch, auf welchem Gebiete der weiten Heidenwelt die betreffenden Sendboten ihre Kenntnisse und Eindrücke gesammelt haben. Ohne das ist eine richtige Verwertung des beigebrachten Vergleichsmaterials kaum angängig.

J. v. WALTERS gehaltreiches Schriftchen behandelt die Sklaverei im Neuen Testament. Man wird es dem Verf. gern zugestehen, daß er sich redlich und erfolgreich bemüht hat, auch der Welt, in die das Christentum mit seiner Botschaft hineingetreten ist, gerecht zu werden. Der erste Teil seiner Arbeit stellt in wohlabgewogenen Ausführungen die Auffassung des nichtchristlichen Altertums, soweit es für unsere Religion in ihrem Anfangstadium von Bedeutung gewesen ist, dar. Bis

S. 29 wüßte ich wenig gegen seine Ermittlungen einzuwenden, Freilich geht er bis dahin auch nicht über das Urteil hinaus. „daß das Christentum auch inhaltlich über das Sklavenproblem nichts anderes zu sagen wüßte, als jene (d. h. früher namhaft gemachte) Vertreter antiker Philanthropie“. Aber v. W. meint, daß damit noch nicht erschöpfend dargelegt sei, was sich über die Stellung des N. T.s zur Sklaverei ausmachen lasse. Er ist vielmehr der Ansicht, daß hier klar und deutlich zu lesen stehe, Christentum und Sklaverei verträgen sich nicht, die Aufhebung der letzteren sei deshalb der zu erstrebende, der allein mögliche Zustand (S. 5. 37).

Die neutestamentliche Stelle, an der v. W. eine positive Aussage der gedachten Art gefunden zu haben glaubt, ist I. Kor. 7²⁰—²⁴. Aber daß die durch v. W. wieder aufgenommene Deutung der Reformatoren, Luther, Calvin, Beza, wonach V. 21 b als Befehl an die Sklaven zu fassen wäre, von der Möglichkeit, frei zu werden, Gebrauch zu machen, an der Einzel-exegese schlechthin scheitern muß, hat neuerdings erst wieder J. Weiss in seinem Kommentar zu I. Kor. gezeigt. Darauf gehe ich hier nicht weiter ein. Daß v. W. die seiner Auslegung entgegenstehenden Gründe entkräftet hätte, vermag ich nicht anzuerkennen. Gegenüber der Beobachtung, daß der Abschnitt über die Sklaverei doch von einer doppelten Aufforderung umrahmt sei, jeder möge in dem Stand bleiben, in dem er berufen ist, hilft er sich dadurch, daß er drei Gruppen unterscheidet (1. Sklaven, denen keine Freiheit winkt; 2. Sklaven, denen Freiheit in Aussicht steht; 3. Freie, die sich in Sklaverei begeben wollen), von deren erster und letzter das gelten solle, was jene Aufforderung besage, nicht jedoch an der mittleren, die V. 21 b ins Auge fasse. Mir scheint, die Statuierung einer solchen Ausnahme verletzt den Geist, der sich nicht nur in V. 20 und 24 ausspricht, sondern über dem ganzen Zusammenhang in weiter Ausdehnung liegt. Auch ist es mit den drei Klassen nichts, sondern nur von Sklaven die Rede, die in ihrem Stande verbleiben sollen. Ganz ebenso wie des Verf.s Exegese von 21 b, muß man nämlich auch seine Auslegung von 23 beanstan-

den. Dort findet er Leute angeredet, die im Begriffe sind, wirkliche Sklaverei auf sich zu nehmen, und denen das verwehrt wird. Aber hätte Paulus tatsächlich das ausdrücken wollen, was v. W. als seine Meinung ermittelt, so würden wir nach allem, was voraus ging, etwa zu erwarten berechtigt sein: „Bist du als Freier berufen, so bleibe dabei und begib dich nicht in Sklaverei“. Die Art jedoch, wie der Apostel V. 23 die Korinther als Gesamtheit anredet, nicht eine Minorität, schließt es aus, daß die Menschensklaverei, vor der er hier warnt, wirkliche Knechtschaft sein könnte. v. W. erklärt freilich, da im ganzen Zusammenhang das Wort *δοῦλος* im Sinne von wirklichem Sklaven gebraucht werde, müsse es diese Bedeutung auch V. 23 haben (S. 34). Aber der Schluß ist hinfällig, weil sein Vordersatz nicht zutrifft. Denn daß der *δοῦλος* *Χριστοῦ*, ein Begriff, den V. 22 am Schluß eingeführt hat, um ihm dann die *δοῦλοι ἀνθρώπων* gegenüberzutreten zu lassen, kein wirklicher Sklave ist, kann man auf S. 23 lesen.

v. W. macht zugunsten seiner Auffassung weiterhin Erwägungen allgemeiner Natur geltend, die ihm Gelegenheit geben, bei seinen exegetischen Widersachern „sehr falsche und sehr nach der Studierstube duftende Vorstellungen“ (S. 31) festzunageln. Die im Lager der Gegner verbreitete Ansicht zwingt uns, das Urteil über die missionarische Fähigkeit des Paulus ziemlich niedrig zu halten. Denn sie billige dem Apostel noch nicht einmal das Maß von Menschenkenntnis zu, das ihn hätte veranlassen müssen, dem glühendsten Wunsch der Sklaven, dem Verlangen nach Befreiung Rechnung zu tragen. Hier erliegt v. W. ein wenig der Gefahr des Superlativs und der Verallgemeinerung, die er sonst glücklich vermeidet. Wie kommt es denn, daß — wohl schon mit Ignatius, Pol. 4 s anhebend — fast das gesamte christliche Altertum, das doch mit der Sklaverei und den Gefühlen und Stimmungen der Sklaven hinlänglich vertraut war, auch keinen Grund hatte, die Missionarqualitäten des Paulus in ein bedenkliches Licht zu rücken, noch Veranlassung, die Sympathien der Sklaven aufs Spiel zu setzen, — wie geht es zu, daß beinahe das ganze christliche Altertum,

soweit Aeufferungen zur Sache vorliegen, die Korintherstelle ohne Zögern und Beschwer ebenso deutet, wie die von unserem Verf. der Weltfremdheit geziehenen Gelehrten der Gegenwart? Sollte das nicht ein Beweis dafür sein, daß diese Forscher den Geist der Antike besser begriffen haben, als ihr Kritiker? Und der Widerspruch der Alten ist für v. W. um so bedenklicher, als er nun nicht mehr im Ernst seinen Zweifel daran wird aufrecht erhalten können, ob das *μᾶλλον χρῆσαι* V. 21 wirklich die Aufforderung zum Festhalten am Sklavenstand zu besagen vermöge. Daß die Ausleger griechischer Zunge diese Deutung wie etwas Selbstverständliches vorbringen, scheint mir mindestens ihre Angängigkeit zu gewährleisten.

v. W. beruft sich darauf, daß Chrysostomus — und für Augustin gelte das gleiche — die Sklaverei eine Folge der Sünde nenne (S. 4), und ist geneigt, daraus weitergehende Schlüsse zu ziehen (S. 38). Mag sein, daß sich Chrysostomus gelegentlich einmal so geäußert hat. Praktische Bedeutung gewinnt das bei ihm nicht, hat auch seine Exegese von I. Kor. 7 keineswegs in der v. W. gewiesenen Richtung beeinflußt. Im Gegenteil hat er die in unserer Schrift vorgeschlagene Deutung von I. Kor. 7 20—24, die sich schon zu seiner Zeit vereinzelt hervorwagt, ausdrücklich als fehlerhaft abgewiesen. Davon, daß Sklaverei und Christentum sich ausschließen, weiß er so wenig etwas wie Paulus. Lediglich die Sklaverei der Sünde ist zu verabscheuen und zu vermeiden (Hom. XIX 4. 5 in ep. I ad Cor.).

Die Auseinandersetzung weiter zu spinnen, verbietet der Raum. Nur ein Versehen sei zum Schluß noch verbessert. Im Handkommentar zum N. T. II hat nicht der im Text (S. 31) genannte H. J. Holtzmann, sondern P. W. Schmiedel den I. Kor. erklärt.

Ueber A. SCHLATTERS Schrift „Die korinthische Theologie“ habe ich ausführlich in der Theol. Literaturzeitung 1916 S. 461 f. gehandelt und bitte, auf diese Besprechung verweisen zu dürfen. Unter korinthischer Theologie versteht Sch. eine Spielart des Christentums, die nach seiner Meinung in Korinth im Gegensatz zum paulinischen Evangelium Boden gewonnen hat. Als

ihr Hauptmerkmal ergebe sich aus I. Kor. 4^s die Ueberzeugung, das A. T. überbieten zu können. Wie diese sich in Korinth in mannigfaltigster Weise ausgewirkt hätte, dafür seien beide Korintherbriefe, die der Apostel zu ihrer Bekämpfung geschrieben hat, Zeuge. Da aber das Verlangen, die Schrift so, wie die Korinther es tun, zu überbieten, nur in Juden entstehen konnte, so gilt es weiterhin, die jüdische Grundlage der korinthischen Theologie zu erweisen und ihre Beziehungen zur Kirche Jerusalems aufzuzeigen.

Wie sich aus dieser sehr gedrängten Inhaltsübersicht ergibt, geht Sch. von der Voraussetzung aus, daß Paulus sowohl im I. wie im II. Kor. durchweg ein und dieselbe Geistesart unschädlich zu machen suche. Das paßt nun schlecht zu der aus I. Kor. ersichtlichen Tatsache, daß in Korinth verschiedene Richtungen und ihre Vertreter um die Herrschaft ringen. Bedenklicher noch stimmt das Bild, das Sch. von seinen korinthischen Theologen entwirft. Es sollen palästinensische Judenchristen sein, die Petrus gegenüber eine ehrfurchtsvolle Stimmung pflegen, ohne sich jedoch zur Kephaspartei zu halten, die auf ihre Abrahamssohnschaft stolz sind und die Autorität der Schrift nicht antasten wollen, trotzdem aber bewußt das Gegenteil von dem tun, was das Gesetz vorschreibt. Ein innerer Widerspruch, so meint Sch. hätte sich daraus für sie nicht ergeben, weil ihr Handeln nach ihrem Dafürhalten, nicht zu einer Auflösung, sondern zu einer „Ueberbietung“ des Gesetzes führte. Und dazu wiederum hätten sie die Berechtigung aus ihrer Stellung als Christus- und Geistesmänner hergeleitet.

Es fällt mir sehr schwer, mich in das Seelenleben solcher Leute hineinzufühlen, und nicht leichter, die paulinische Polemik zu begreifen, wenn er es in Korinth wirklich mit derartigen Gegnern zu tun hatte. Was mich aber vor allem abhält, Sch. zu folgen, ist die Einsicht, daß das palästinensische Judenchristentum der ältesten Zeit da, wo die Quellen es so deutlich zeichnen, daß kein Mißverständnis und keine abweichende Exegese möglich sind, ganz andere Züge trägt. Die von Sch. uns prä-

sentierten korinthischen Theologen scheinen mir eine unmögliche Größe zu sein.

Und unannehmbar ist auch die Methode, mit deren Hilfe Sch. sie zutage fördert. Schon, den Ausgangspunkt von einem so vieldeutigen und viel gedeuteten Vers, wie I. Kor. 4 6, zu nehmen, ist bedenklich. Und das wiegt doppelt schwer angesichts der wenig präzisen und daher auch nicht sehr überzeugenden Art, in der sich die ganze Beweisführung fortbewegt. Sie und ihre Stoßkraft stehen in keinem ausgeglichenen Verhältnis zu der überraschenden Neuheit der Ergebnisse, für die Sch. die Zustimmung seiner Leser einholt.

H. GROSCH verteidigt Petrus gegen die von Paulus Gal. 2 11—14 erhobenen Vorwürfe. Ich referiere über das Plädoyer. Petrus kann sich unmöglich so schwächlich aufgeführt haben, wie Paulus es darstellt, denn sonst würde ein tiefer Schatten auf Jesus selbst fallen, der ihm den Ehrennamen „Fels“ beigelegt hat. Und er kann kein Heuchler gewesen sein, weil er im Fall des Ananias und seiner Frau die Heuchelei aufs schärfste verurteilt. Nur mangelndes Verständnis vermag aus den Evangelien zu schließen, daß er Gefühlen der Furchtsamkeit zugänglich gewesen sei. Die Augenblicke der Zaghaftigkeit auf dem See (Mc 4 35—41 Par. Mt 14 28—31) zwar übergeht G. mit Stillschweigen, wohl weil sich bei diesen Gelegenheiten keine Menschenfurcht offenbarte. Um so mehr läßt er sich angelegen sein, dem Mißbrauch zu wehren, der vielfach mit der Erzählung von der Verleugnung des Petrus getrieben wird. Die Schutzbehauptungen, die bei dieser Gelegenheit aufmarschieren, stehen sich freilich gegenseitig ein wenig im Wege. Petrus zog aus dem Verbot Jesu, ihn mit dem Schwert zu verteidigen (Mt 26 52 Joh 18 11), den Schluß, daß er den Meister auch nicht öffentlich bekennen dürfe (S. 18). Gleichwohl aber wird zu seinen Gunsten geltend gemacht, daß ein einziger Blick Jesu genügte, tiefste Reue bei ihm zu erzeugen. Auch dürfe man es den beiden ersten Evangelisten keineswegs glauben, daß der Apostel unter Eidschwüren und Flüchen bestritten hätte, Jesus zu kennen. Hier wird einmal Kritik geübt, während G. im

übrigen der nt. Tradition mit unbegrenztem Zutrauen gegenübersteht.

Angst kann Petrus also in der antiochenischen Angelegenheit nicht gehabt haben, vor allem nicht vor den Leuten des Jakobus, der ja nach Ausweis seines Briefes und Act. 15 u. 21 gar nicht daran dachte, den Heidenchristen irgendwie den Gesetzesdienst zumuten zu wollen. Wie steht es nun aber mit den Gegnern des Petrus? Da sind die Antiochener, die in vollendeter Undankbarkeit Klage gegen ihn einlegen (Gal 2¹¹). Aber wie sollten sie, die kaum erst „dem üppigen Götzendienst und dem sündhaften heidnischen Wandel entrissen waren“ (S. 27), den Mann an sittlicher Einsicht in seine Pflicht übertroffen haben, der drei Jahre in den Spuren Jesu gewandelt war! Und gar erst Paulus. Er ist doch der hartnäckige Verfolger der christlichen Gemeinde gewesen, der sich selbst durch den Tod des Stephanus nicht erschüttern und umstimmen ließ, sondern Wohlgefallen daran fand. Wer sich so wie er gegen die Annahme der Heilswahrheit verstocken konnte, war seiner ganzen Art nach zum Irren verurteilt. Er hat sich denn auch oft genug geirrt (S. 7—9). Wie viel Schiefes enthält nicht allein jener Brief, in dem das fehlerhafte Urteil über Petrus steht (S. 32—35. 43—45)? Da heißt es z. B. (Gal. 3¹²): „Das Gesetz ist nicht aus dem Glauben“. Das ist unvereinbar mit der gläubigen Frömmigkeit der Psalmensänger, die doch unter dem Gesetze standen. Paulus hatte es eben versäumt, sich da zu orientieren, wo allein die Quelle der Wahrheit sprudelte (S. 42). Steht es aber so, dann darf man die Worte Gal. 2^{11—14} „nicht als Ausdruck seiner wirklichen Ueberzeugung ansehen“ (S. 35). Sie sind ihm in der Erregung entfahren. Später hat er sie dann — unter dem Eindruck der Lektüre von I. Petr. — ausdrücklich wieder zurückgenommen (S. 39 f.). Denn Röm 14¹⁷ kann nur widerrufen wollen, was Paulus dagegen gesagt hatte, daß Petrus mit den Heidenchristen nicht mehr zum Essen zusammengekommen war (S. 41. 50). Was übrigens diesen Vorwurf der Suspension der Tischgemeinschaft anbetrifft, so hat sich Petrus nur dem gemeinsamen Mahl entzogen, und das lediglich vor-

übergehend. Auch in der Zeit, in der er es so hielt, hat er selbstverständlich niemals unterlassen, das Herrnmahl mit den heidenchristlichen Brüdern zu feiern. Denn Paulus hätte unbedingt das *δειπνον κυριακόν* besonders erwähnen müssen, wenn seine Beschuldigung so weit greifen sollte. Die für das Gottesreich gleichgültige Gemeinschaft gewöhnlichen Essens und Trinkens aber durfte und mußte Petrus aus Rücksicht auf die Bekehrung der Juden in Palästina zeitweilig einstellen.

Das ist die Meinung G.s. Eine Widerlegung ist dieser von dem Bande eines, bei einem Protestanten schwer begreiflichen, Bedürfnisses nach Petrus-Apologik zusammengehaltene Haufe schlecht oder gar nicht fundierter Einfälle nicht wert. Die stete Wiederholung derselben unwahrscheinlichen Gesichtspunkte stößt ebenso sehr ab, wie die vollendete Unfähigkeit, eine wirkliche Kritik zu üben, und die unklar stammelnde Hilflosigkeit der Beweisführung. Durch derartige Auslassungen wird eine, gewiß nicht überflüssige, Kritik am Quellenwert von Gal. 2 und eine auch den temperamentvollen Anschuldigungen des Paulus gegenüber gerechte Beurteilung des Petrus nur gehemmt und damit das Gegenteil von dem erzielt, was G. bezweckt.

Aus dem Bereiche der Pseudowissenschaftlichkeit treten wir erleichtert aufatmend wieder in den heiligen Bezirk strenger, mit dem sittlichen Ernst wirklicher Hingabe an den Gegenstand geleisteter Forscherarbeit mit dem Buche von H. LIETZMANN. L. untersucht die Frage, ob die Verehrung der berühmten Gräber des Petrus und Paulus in Rom historisch berechtigt sei oder nicht. Liturgische und archäologische Studien reichen sich dabei die Hand und wollen ihre Ergebnisse gegenseitig ergänzen und stützen. Seinen Ausgangspunkt nimmt Verf. bei dem römischen Kalender des Filocalus vom Jahr 354. Aus ihm läßt sich mit hinreichender Sicherheit entnehmen, daß die sterblichen Ueberreste der beiden Apostel am 29. Juni 258 nach der Katakomben von S. Sebastiano an der Via Appia überführt worden sind. Dort sind sie geblieben, bis ihnen nach über fünfzig Jahren die Peterskirche in Vaticano und die Paulskirche an der Via Ostiensis eine würdigere Stätte boten. L. vermutet und weiß gewichtige